

Solidarisch produzieren und leben

Kultur kann imperiale Denkmuster aufbrechen

Ulrich Brand

Herr Brand, Ihr Buch »Imperiale Lebensweise«, das Sie gemeinsam mit Ihrem Kollegen Markus Wissen geschrieben haben, hat in Fachkreisen große Aufmerksamkeit erregt und ist schon in der fünften Auflage erschienen. Die Rede von der imperialen Lebensweise ist seither vor allem in Klima- und Nachhaltigkeitsdiskursen allgegenwärtig. Könnten Sie zunächst in kurzen Worten beschreiben, was genau Sie mit dieser Formel meinen?

Seit Beginn des Kolonialismus und insbesondere seit dem Zweiten Weltkrieg wird deutlich, dass der sich immer weiter globalisierende Kapitalismus und die damit einhergehenden wirtschaftlichen, politischen, sozialen und ökologischen Verwerfungen zuvorderst eine Strategie von imperialen Staaten und des Kapitals sind. Doch diese Prozesse basieren auch auf dem ganz normalen Alltag vieler Menschen im globalen Norden. Möglich wird die imperiale Lebensweise dadurch, dass der globale Norden auf die relativ kostengünstigen Ressourcen und billigen Arbeitskräfte andernorts zugreift. Für die einen entsteht so Handlungsfähigkeit und materieller Wohlstand, aber auch – so politisch erkämpft und gewollt – eine funktionierende öffentliche Infrastruktur und Daseinsvorsorge. Für die anderen bedeutet es eine fortschreitende Zerstörung ihrer Lebensgrundlagen und eine Verfestigung von Abhängigkeitsverhältnissen. Dieses *Andernorts* betrifft nicht nur die Ausbeutung des globalen Südens durch den Norden, sondern umfasst beispielsweise auch die Fleischfabriken oder oft katastrophalen Ernährungsbedingungen in Deutschland.

Diese in ihren konkreten Manifestationen höchst ungleiche Lebensweise hat sich im globalen Norden durch den Globalisierungsprozess der letzten Jahrzehnte und gerade auch durch die Digitalisierung mit ihrem hohen Ressourcenverbrauch stärker ausgeprägt. Systematisch greifen die Menschen verstärkt auf Ressourcen, etwa auf High-Tech-Geräte, aber auch auf T-Shirts, Autos, Nahrungsmittel und anderes zu, die unbezahlte Arbeitskräfte unter oft problematischen bis katastrophalen ökologischen und sozialen Bedingungen produzieren. Subjektiv erleben das viele Menschen im Norden als Wohlstand. Doch die imperiale Lebensweise bedeutet nicht, dass alle Menschen im Norden denselben Lebensstandard genießen. Studien zeigen vielmehr, dass die Größe

des ökologischen Fußabdrucks weniger vom ökologischen Bewusstsein abhängt, sondern vor allem vom Einkommen. Wer ein höheres Einkommen hat, kann vermehrt auf Produkte und Dienstleistungen zurückgreifen. Zudem: Die imperiale Lebensweise, wie sie hierzulande gelebt wird, ist eine statusorientierte Lebensweise, die nicht nur die Umwelt zerstört, sondern auf sozialer Ungleichheit basiert und sie verschärft. Die Mittelschichten grenzen sich häufig gegen die unteren Schichten bewusst ab, indem sie zeigen, dass sie sich aufgrund ihres hohen Einkommens ein Auto und viel Konsum leisten können. Das führt dazu, dass Menschen mit weniger Geld umso mehr ausgeschlossen werden und sich auch ausgeschlossen fühlen.

Sie legen Wert darauf, den Terminus der Lebensweise nicht mit persönlicher Verantwortung oder gar Schuld in Verbindung zu bringen, sondern betonen den »strukturellen Zwang«, der die damit verbundene Lebensweise begründe. Nun wissen wir aber auch, dass der individuelle Konsum nicht unschuldig ist an der überbordenden Produktion von Konsumgütern. Entlassen Sie die Menschen damit nicht zu früh aus ihrer Verantwortung? Trauen Sie ihnen eine ökologisch verantwortliche Lebenspraxis nicht zu?

Wir betonen immer wieder, dass es natürlich individuelle Verantwortung und entsprechend auch Handlungsmöglichkeiten gibt. Die sind, wie ich vorhin argumentierte, für verschiedene Klassen sehr unterschiedlich. Wir kritisieren aber zum einen die starke Schiefelage des liberalen Nachhaltigkeitsnarrativs, dass vor allem die Konsument*innen mit ihren Konsumententscheidungen verantwortlich für eine Vertiefung der ökologischen Krise oder deren effektive Bearbeitung seien. Das jedoch ist eine unzulässige Individualisierung der Verantwortung. Wir argumentieren, dass es die profitgetriebenen Investitionsentscheidungen der Unternehmen sind, die auf immer weiteres Wachstum, die Ausbeutung von Menschen und Ressourcen, auf Nicht-Nachhaltigkeit setzen. Natürlich gibt es da Veränderungen. Aber wenn wir aktuell die Verkehrswende in Deutschland ansehen, dann geht es um den Ausstieg aus dem Verbrennungsmotor und den Bau von E-Autos, der vor allem durch die Automobilkonzerne umgesetzt werden soll. Wir wissen aus vielen Studien, dass das im Hinblick auf vielerlei Rohstoffe, aber auch den erheblichen Strom- und Platzverbrauch sehr problematisch ist. Es wird aber dennoch gemacht – und nicht der öffentliche Verkehr massiv ausgebaut.

Kommen wir zur Kultur und zur Kulturpolitik. Die Bilder vom »guten« und »richtigen« Leben, die Sie in Ihrem Buch ansprechen, gehören als kulturelle Codes auch zum linksliberalen Narrativ der reformorientierten Kulturpolitik. Andererseits gibt es kaum einen Bereich, dem der Wachstumsimperativ so stark eingeschrieben ist wie der Kunst und der Kulturpolitik. Kunst lebt nach der herkömmlichen Erzählung von Entgrenzung, nicht von Begrenzung. Und für die Kulturpolitik ist nach wie vor mehr Kulturförderung das unbestrittenen Erfolgskriterium. Eine reduktive Kulturpolitik ist tabu. Wie könnte dieses Dilemma argumentativ aufgelöst werden?

Der Begriff der Kultur meint ja die gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten, den von Gesellschaft und Individuen als ganz normal empfundenen und gelebten Alltag: sich als Mensch fühlen, auch als Teil der Gesellschaft, Beziehungen führen, arbeiten, konsumieren, Sinn finden, Erfolg haben et cetera. Das verändert sich dauernd und ist von

Machtbeziehungen durchzogen entlang von Klassen- oder Geschlechterungleichheiten, rassifizierten oder internationalen Ungleichheiten, aber auch von sexuellen Orientierungen oder generationellen Verhältnissen. Alternativ zu den dominanten oder sogar hegemonialen Kulturen bilden sich immer auch Subkulturen aus, mitunter in starker Abgrenzung von und Kritik an den dominanten Kulturen. Beim Thema der sexuellen Orientierungen ist das klar – Heteronormativität versus viele andere Orientierungen. Aber auch in den Bereichen Produktion und Konsum ist das der Fall, wenn wir an Öko-Labels oder verkehrspolitische Auseinandersetzungen gegen die Dominanz der Automobilität denken. Hier ist die imperiale Lebensweise ein Begriff, der auf die tiefe gesellschaftliche Verankerung zerstörerischer Produktions- und Konsummuster hinweist – und auf ihre breite Akzeptanz.

Doch Sie meinen mit Kultur ja etwas Spezifischeres und das ist ebenfalls ein spannender Punkt. Ich bin kein Experte in Fragen der Kulturpolitik und -förderung. Ich stimme Ihnen zu, dass die imperiale Lebensweise derart tief verankert ist, dass sie auch von einem Großteil der Kulturproduktionen als gegeben angenommen wird, und dass es auch hier um Wachstum geht. Allerdings würde ich den Begriff der Entgrenzung eher als Grenzüberschreitung fassen, nämlich in einer sich explizit gesellschaftskritisch verstehenden Kulturproduktion genau die Grenzen des Normalen sichtbar und erfahrbar zu machen. Und zwar nicht als abstrakten Katastrophismus im Sinne von: Die Welt steht am Abgrund und wir zeigen das schrill auf. Sondern als verstehbare und erfahrbare Vermittlung zwischen dem eigenen Handeln und den gesellschaftlich konstituierten Handlungsbedingungen, die entlang von Interessen und Macht existieren und sich verändern. Und das nicht als Moralisierung oder sarkastisch bis zynisch, sondern als offenes und irritierendes Denkangebot.

Daher finde ich eine Initiative bemerkenswert, die ich auch öffentlich unterstütze: Der Fonds für Ästhetik und Nachhaltigkeit (FÄN) ist eine jüngere Initiative, die zum einen den Stellenwert der Kulturproduktion für den notwendigen sozial-ökologischen Umbau unterstreicht. Zum anderen wird gegen die oft kurzfristige Projektorientierung und -finanzierung gefordert, dass es zu längerfristigen Projekten und dabei zu Kooperationen zwischen Kulturschaffenden, Wissenschaftler*innen und Bürger*innen kommt, um gegenseitiges Lernen zu ermöglichen (www.fonds-aesthetik-und-nachhaltigkeit.de).

Sie verweisen in Ihrem Buch darauf, dass sich die imperiale Lebensweise in das »Begehren und in die Körper der Menschen« eingeschrieben habe und oft gar nicht mehr reflektiert werde. Andere Autoren sprechen von einem »Berechtigungsbewusstsein« (Andreas Reckwitz), das sich gerade in der Mittelklasse ausgebildet habe, und zu einem bedenkenlosen und nicht verhandelbaren konsumintensiven Lebensstil führe. Kann die Kultur ein Mittel sein, um die Menschen aufzurütteln und ihre Bedenken zu stimulieren?

Unbedingt! Und es gibt ja viele Beispiele dafür in allen Kultursparten. Glücklicherweise wird immer wieder darum gestritten, wie das geschehen soll. Björn Hayer kritisierte Ende 2021 in der Wochenzeitung »Der Freitag« die dominante Haltung vieler Theater in Deutschland zum Thema Klimakrise. »Angesichts der Klimakrise missverstehen sich viele deutsche Bühnen als Hörsäle – das Publikum lehnt sich zurück und schaltet ab«,

lautete der Untertitel des Beitrags, in dem an einigen Beispielen gezeigt wird, dass nach Ansicht des Autors bei den Theatern ein Hang zum Dozieren bestehe. »Viele Bühnenhäuser begreifen sich daher zunehmend als Foren des Aktivismus und leiten somit eine neue Ära des gesellschaftskritischen Spiels ein. [...] Damit jeder der Anwesenden tatsächlich auch die richtigen Inhalte mitnimmt und in die Welt trägt, reden die Figuren häufig direkt zu den Besucher*innen, werfen mit Statistiken um sich, geben bisweilen pastorale Gebärden zu erkennen und nutzen konventionelle Narrative.« Ich kann nicht beurteilen, ob diese Einschätzung verallgemeinerbar ist. Aber ich finde diese sicherlich provokante Perspektive von Björn Hayer im »Freitag« interessant. Ich las den Artikel just in den Tagen, als ich im Berliner Ensemble das Stück »Der Weg zurück« von Dennis Kelly gesehen habe, das mich tagelang beschäftigte. Dort ist es meines Erachtens gelungen, mich zu irritieren, mich zu provozieren, – etwa beim Thema Öko-Terrorismus, mich zum Nachdenken anzuregen, den Schluss offen zu lassen. Theater at its best!

Zurück zur Gesellschaft. Die sozial-ökologisch-liberale Bundesregierung hat versprochen, den Kampf gegen die Auswirkungen des Klimawandels zu ihrer zentralen Aufgabe zu machen. Ihr Kollege Markus Wissen und Sie sind skeptisch, wenn es um die Versöhnung von Ökologie und Ökonomie geht, wenn die kapitalistische Produktionsweise und die damit verbundenen Herrschaftsverhältnisse nicht angetastet werden. Was halten Sie deshalb von diesem Versprechen? Kann es eine richtige Politik im falschen System geben?

Das ist eine doppelte Frage: nämlich was der aktuellen Bundesregierung zuzutrauen ist, und was Regierungspolitik grundsätzlich kann. Die neue Regierung hat mit ihrem Koalitionsvertrag erst mal viele Enttäuschungen produziert, weil dieser sozialdemokratisch und liberal-grün ausgerichtet ist. Die Grünen haben offensichtlich sehr schnell weitergehende politische Positionen geräumt: Das geht los beim Tempolimit und zeigt sich auch darin, dass sie das wichtige Verkehrsministerium nicht leiten. Das Regierungsprogramm steht für einen selektiven grünen Kapitalismus, der hierzulande Machtverhältnisse nicht infrage stellt, beim ohnehin nur zaghaften sozial-ökologischen Umbau die schwächeren Bevölkerungsschichten wenig absichert und damit Ängste und Ablehnung zu erzeugen droht. Vor allem setzt das Programm international auf die Ausplünderung anderer Gesellschaften und ihrer Rohstoffe, eben nun verstärkt auf Rohstoffe für die *grünen* Branchen und Produkte.

Schon der Titel des Koalitionsvertrags »Mehr Fortschritt wagen« ist in den Ohren von Menschen und politischen Gruppen, die die Klimakrise in ihrer ganzen Tragweite der sozial-ökologischen Krise verstehen, eine einzige Provokation. Der Fortschritt, der über Technologie, kapitalistisch getriebenes Wachstum und in manchen Ländern hart erkämpfte Umverteilung zwar das Leben vieler Menschen verbesserte, aber eben auch gesellschaftlich und international spaltete und die ökologische Krise verursachte.

Hier liegt eine Aufgabe für kritische Analyse und politische Kräfte, die einen weitgehenden sozial-ökologischen Systemwechsel als notwendig erachten: die Regierungspolitik in ihrer absehbaren Unzulänglichkeit kritisch zu begleiten und aus der Gesellschaft heraus weitergehende Initiativen zu formulieren.

Auf einer grundlegenden Ebene sprechen Sie ein Problem an, das mich sehr beschäftigt und ein wichtiger Teil eines neuen Buches wird, an dem ich bis Ende 2022

mit Markus Wissen arbeite. Wir argumentieren: Einerseits siegt sich die imperiale Lebensweise zu Tode, doch sie produziert in Zeiten der Krise ein Paradox, das es politisch in sich hat: Vor allem im globalen Norden wirkt diese Lebensweise in Zeiten der Krise stabilisierend, denn die relativ billigen Lebensmittel werden über den Weltmarkt weiterhin in die Metropolen geschaufelt. Wie weit und unter welchen Bedingungen kann also staatliche Politik gehen innerhalb einer Konstellation, in der mächtige ökonomische Interessen ihre Pfründe und Profite verteidigen. Auch die Bevölkerung selbst will die imperiale Lebensweise nicht unbedingt überwinden. Das zeigt das Ergebnis der Bundestagswahl vom September 2021, das nicht unbedingt die politischen Parteien stärkte, wie die Grünen oder die Linkspartei, die programmatisch noch am ehesten für einen weiterreichenden Umbau stehen.

Aus meiner Sicht müsste staatliche Politik durchaus vorangehen und die künftigen Herausforderungen ernst nehmen: beispielsweise den Umbau des Mobilitäts- oder des Ernährungssystems. Aus den historischen Studien zum *New Deal* in den USA unter Präsident Roosevelt wissen wir, dass die Regierung sich mit mächtigen Interessengruppen anlegen muss, wenn sie umgestalten will, dass sie dafür breite gesellschaftliche Allianzen bilden muss. Eine Regierung alleine hält das nicht durch. Es können Aufbruchsdynamiken entstehen, wenn Menschen die Angst vor Veränderungen genommen wird, wenn dabei ein besseres, gerechteres Leben möglich wird. Dafür bedarf es auch eines starken öffentlichen Sektors, denn vor allem die grundlegende Daseinsvorsorge sollte nicht nach dem Profitprinzip organisiert werden.

Zu den kulturellen Reaktionen auf die naturzerstörerische Produktions- und Lebensweise, die vor allem in den Ländern des globalen Nordens praktiziert wird, gehört auch ein ethischer Konsum in den verschiedensten Facetten. Hat dieser die Chance der normativen Verallgemeinerung? Oder steht zu befürchten, dass diese Formen des alltäglichen Protests entweder vom Markt vereinnahmt werden oder als Mittel zur sozialen Distinktion eingesetzt werden?

Der ethische Konsum ist bereits weitgehend vom Markt vereinnahmt und wird als Mittel der Distinktion eingesetzt. Es handelt sich also nicht um eine potenzielle Gefahr, künftig vereinnahmt zu werden, sondern das ist eine ambivalente Realität. Denn es muss natürlich genau hingesehen werden, was ethischer Konsum spezifisch ist. Wenn es beispielsweise um Praktiken solidarischer Landwirtschaft geht, in denen die Produzent*innen für ihre ökologisch und sozial verträgliche Produktion von Lebensmitteln ein auf das Jahr kalkuliertes auskömmliches Einkommen von den Konsument*innen erhalten oder wenn Kaffee von politisch organisierten Kooperativen in Ländern des globalen Südens konsumiert wird, dann ist das aus meiner Sicht ethischer Konsum. Doch es gibt viele Beispiele von Greenwashing oder Öko-Labels, die kaum halten, was sie versprechen.

Ich würde Ihre Frage aber auch in eine andere Richtung beantworten und zwar jenseits der individuellen Konsumententscheidung. Wie sähen Lebensverhältnisse im globalen Norden aus, die nicht mehr auf Kosten anderer und der Natur gehen? Dann sind wir bei der sozialen und ökologischen Gestaltung der Produktion und der Produktionsbedingungen, bei Fragen der Langlebigkeit von Produkten, ihrer Recyclingfähigkeit und so weiter. Wir sind bei Fragen hoher und sanktionierbarer Sozial- und Umweltstan-

dards und eines durchgesetzten Lieferkettengesetzes. Kurz: Ein verallgemeinerungsfähiger, ethischer Konsum bedarf einer ethischen Produktionsweise – und zwar der Tendenz nach global.

Als eine Alternative zur Überwindung der imperialen Lebensweise sehen Sie die Praxen einer »solidarischen Lebensweise«. Wie realistisch ist dies angesichts einer eher tiefer werdenden Klassenspaltung und des Wachstums der Mittelklassen auch in den Schwellenländern, die ihre »Konsumentenfreiheit« beinhart verteidigen und ihre Konsumbedürfnisse sicher auch nicht gleich wieder zurücksetzen wollen?

Das ist genau das Thema des neuen Buches, weil wir hier in der Publikation »Imperiale Lebensweise« etwas allgemein geblieben sind. Wir stellen in dem Buch von 2017 das Prinzip der Sorge, also auch der gesellschaftlichen Daseinsvorsorge in den Mittelpunkt. Ein gutes Leben bedeutet ja vor allem eine auskömmliche Versorgung mit guten Nahrungsmitteln, angemessenem Wohnraum, Bildung, Pflege und Gesundheitsversorgung, Mobilität. Ein sinnerfülltes Leben bedarf der sozialen Kontakte, nicht die tendenzielle Vereinsamung als Konsummonaden.

Aber wir machen auch klar, dass es keinen Masterplan gibt, sondern Aufbrüche und Veränderungen in vielen Bereichen nötig und Umschlagpunkte oft nicht vorhersehbar sind. Zudem gibt es ja bereits sehr viele Alternativen und gute Ideen in sehr unterschiedlichen Bereichen.

Zentral ist dafür für weitreichende Veränderungen eine Verschiebung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse, um Kapitalmacht und auch politisch rechte bis nationalistische Positionen zu schwächen. Es bedarf auch der klaren politischen Regeln und die Veränderung gesellschaftlicher Selbstverständlichkeit wie *Wachstum, Wachstum, Wachstum*. Notwendig ist auch ein sich massenhaft veränderndes individuelles Verhalten. Dass ein relevanter Teil der jungen Generation heute zum Beispiel kein Fleisch mehr isst, das macht noch keine politische Bewegung aus, die Menschen fühlen sich einfach ethisch verpflichtet. Oder sie hören schlichtweg auf ihren Körper. Solidarische Lebensweise entsteht oft, so lautet unser Argument, ganz unspektakulär. Und die Politik sollte das aufnehmen, indem sie dann – um beim Beispiel zu bleiben – Tierfabriken verbietet.

Ganz besonders wichtig scheinen mir die gesellschaftspolitischen Konflikte zu sein, die von starken Gruppen mit ihren engstirnigen und meist nicht-nachhaltigen Interessen provoziert und von emanzipatorischen sozialen Bewegungen politisiert werden. Eine wichtige aktuelle Erfahrung ist der Kampf der »Ende-Gelände«-Bewegung für den Ausstieg aus der Braunkohleförderung und -verstromung in Deutschland. Diese muss Hand in Hand gehen mit dem Ausstieg aus den Kohleimporten aus Kolumbien und von überall dort, wo die Kohleförderung sozial und ökologisch desaströs ist. Die Beispiele ließen sich fortsetzen.

Wie realistisch das ist, weiß ich auch nicht. Und natürlich sehe ich die globalen Dynamiken, dass sich sehr viele Menschen ein Leben in der imperialen Lebensweise wünschen und das bei steigendem Einkommen auch umsetzen. In Schwellenländern würde ich aber auch die Frage stellen: Warum können die materiell Wohlhabenden in Peking, Delhi, Johannesburg oder Mexiko unter dem Label *Konsumentenfreiheit* die Städ-

te mit Autos verstopfen? Warum können bei steigendem materiellem Wohlstand einer Gesellschaft nicht die öffentlichen Verkehrssysteme ausgebaut werden?

Für eine Gesellschaft wie die bundesdeutsche, österreichische oder schweizerische würde ich argumentieren, dass es schon viel Unmut und Veränderungsbereitschaft in der Gesellschaft angesichts der Klimakrise und anderer Krisen gibt. Es fehlt aber oft an glaubwürdigen Alternativen.

Die imperiale Lebensweise wird hierzulande gegenwärtig vor allem in den akademischen Milieus der neuen Mittelklasse skandalisiert. Dabei waren in der Vergangenheit aber oft gerade diese die kulturellen Treiber kosmopolitischer Wertorientierungen und damit verbundener konsumintensiver Lebensstile. Ist es nicht bigott, wenn gerade diese heute zum Teilen und zum Verzicht aufrufen? Andererseits: Gibt es für die Menschheit dazu eine realistische Alternative?

Bigott im Sinne von scheinheilig wäre mir zu kurz gegriffen. Denn wenn die von Ihnen genannten Milieus oder relevante Teile dieser Gruppen Unmut verspüren und den auch politisch artikulieren oder versuchen, anders zu leben, scheint mir das erst mal gut. Eine Art Selbstanrufung und Selbstkritik finde ich sinnvoll. Problematisch wird es, wenn andere zum Teilen und Verzichten aufgerufen werden, insbesondere jene Milieus oder Klassen hierzulande oder in anderen Weltregionen, die ein materiell schlechteres Leben haben.

Doch in der Frage ist auch der aus meiner Sicht problematische Begriff des Verzichts. Natürlich müssen bestimmte Branchen wie der Luftverkehr oder Automobilität drastisch rückgebaut werden – das sind knallharte Machtfragen mit starken Kapitalgruppen, mit zynischen und status-geilen SUV-Fahrer*innen. Deren Macht muss unterbunden, das Geschrei: »Freiheitseinschränkung!« zurückgewiesen werden. Es geht aber auch um die Beschäftigten, denen Alternativen angeboten werden müssen. Doch die Perspektive ist nicht Verzicht, sondern eine andere Art, das Bedürfnis nach Mobilität zu befriedigen. Andere Beispiele wären Ernährung, Kleidung, das schwierige Thema des Wohnens und Wohnraums oder, aus meiner Sicht noch schwieriger, andere, ressourcenschonende Formen der Kommunikation und eine ganz andere Art der Digitalisierung, die ja enorm ressourcen- und stromintensiv ist.

Markus Wissen und Sie haben ihr Buch vor Corona geschrieben. Mit der Pandemie ist eine neue Gefahr aufgetreten, die das Tableau der Vielfachkrise noch ergänzt und verstärkt. Sie verändert gegenwärtig das Bewusstsein der Menschen. Könnte darin auch eine Chance für eine solidarischere Welt liegen?

Das Buch ist 2021 in aktualisierter Form in englischer, spanischer, portugiesischer, chinesischer, koreanischer, französischer und japanischer Übersetzung erschienen. Dafür haben wir Nachwörter zur aktuellen Situation geschrieben und argumentieren so: Die aktuelle Krise zeigt uns deutlich, wie sehr verwundbar vor allem sozial schwächere Bevölkerungsgruppen wie in Armut lebende Menschen, prekär Beschäftigte und Geflüchtete sind. Kleinere Firmen haben in vielen Branchen eher Probleme durch die Krise zu kommen als große Unternehmen. Die Frage, wer nach der Krise die Kosten trägt, wurde sehr stark entlang bestehender Ungleichheiten und Machtverhältnisse beantwortet.

Wer hätte jedoch neben diesen problematischen Tendenzen vor der Corona-Krise gedacht, dass die Regierungen derart entschieden in die Lebenswelt der Menschen und das wirtschaftliche Handeln eingreifen könnten? Das könnte vielleicht mitgenommen werden, dass es teilweise ein krisenbedingtes Umdenken hin zu grüneren und solidarischen Elementen in der Produktions- und Lebensweise geben kann, wenn die politischen Kräfte entsprechend mobilisiert werden können und es sich für die herrschende Politik als attraktiv darstellt. Wir haben zudem interessante Beispiele, wie rasch sich etwa Automobilfirmen umstellen können, um medizinische Geräte zu produzieren. Der Legitimationsdruck, insbesondere angesichts der Klimakrise zu handeln, ist nicht weg.

Wir haben noch etwas gelernt in den letzten zweieinhalb Jahren: Wie selten zuvor wurde in der Corona-Krise deutlich, dass Menschen hochgradig abhängig von biophysischen und gesellschaftlichen Bedingungen sind, verletzlich durch Virusinfektionen und durch eine unzureichende gesundheitliche Versorgung. Die weit verbreitete Annahme des autonomen und zuvorderst an Nutzenmaximierung orientierten Individuums blamiert sich selbst. Gesundheit ist kein Glück und Krankheit nicht – oder zumindest nicht nur – Schicksal, sondern es sind auch gesellschaftliche Verhältnisse, die diese beeinflussen.

Schließlich konnten wir lernen, dass Menschen durchaus bereit sind, ihr Alltagsverhalten radikal zu verändern, wenn es glaubhaft als lebensdienlich dargestellt wird. Dies geschieht in der Krise politisch verordnet, nicht selbstbestimmt und hoffentlich nur auf Zeit. Es hat enorme politische Konflikte erzeugt und die drastische Umorientierung im Arbeitsalltag ist sehr ungleich: Bei Menschen, die keine oder wenig Sorgeverpflichtungen und zudem stabile Einkommen haben, ist das etwas anderes als für viele Menschen in prekären Beschäftigungsverhältnissen oder für diejenigen, die als Solo-selbstständige tätig sind, wie es ja im Kulturbereich oft der Fall ist. Und auch im privaten Bereich kommt es häufig zu enormen Belastungen: Homeschooling, Ausgangssperren und Kontaktverbote sind für Kinder und Eltern oft anstrengend, eine Belastungsprobe, die in engen Wohnverhältnissen nochmals zunimmt.

Ein letzter Gedanke: Nach einem knappen Jahr der Pandemie wurde der unrühmliche Begriff des »Impfstoff-Nationalismus« bekannt. Obwohl während der Entwicklung der Vakzine behauptet wurde, dass sie global einigermaßen gerecht verteilt werden sollten, geschah das nicht, sondern die materiell wohlhabenden Länder haben sich die Impfstoffe gesichert. Ländern wie Indien oder Südafrika wurde in einer entscheidenden Phase die Möglichkeit verwehrt, durch das Aussetzen der Patente selbst Impfstoffe herzustellen.

Wir sehen die Notwendigkeit zur internationalen Kooperation, denn bei einer Pandemie handelt es sich definitionsgemäß um ein globales Problem – das zeigen uns die Virusvarianten Delta und Omikron. Doch in der Krisenbearbeitung kommen die unsolidarische Weltwirtschaftsordnung und damit die imperiale Lebensweise zu sich selbst. Auch die Corona-Krise zeigt: Wir benötigen dringend eine solidarische Produktions- und Lebensweise.

Die Fragen stellte Norbert Sievers.

Warum sollen wir unser Leben ändern?

Werner Kindsmüller

Auf viele Menschen wirkt der Umgang von Teilen unserer Gesellschaft mit der nicht enden wollenden Corona-Pandemie verstörend. Warum wehrt sich jeder Vierte in Deutschland gegen eine Impfung, obwohl die wissenschaftlichen Erkenntnisse deren Nutzen beweisen? Warum tun sich die Regierungen so schwer, Einschränkungen zu verhängen, um Leben zu retten? Warum werden Warnungen der Wissenschaftler*innen vor einer bevorstehenden neuen epidemischen Welle lange Zeit ignoriert, und warum handeln Regierungen erst, wenn uns die Welle bereits überrollt hat? Offensichtlich fällt es uns schwer, mit Krisen vernünftig umzugehen, die tiefe Einschnitte in unser alltägliches Leben erzwingen. Das verheißt nichts Gutes für die notwendigen Veränderungen, die mit der Klimakrise in den nächsten Jahren auf unsere Wohlstandsgesellschaft zukommen.

Die Parallelen zu Corona sind unverkennbar. Wie es um unsere lebenswichtigen Ökosysteme steht, ist durch Studien gut belegt. Wir wissen, welche Folgen es haben kann, wenn es uns nicht gelingt, unser Wirtschaften und Leben in Einklang mit den planetaren Grenzen zu bringen. Wir wissen, dass mit jedem Jahr, das wir über unsere Verhältnisse leben, ein umso radikalerer Kurswechsel notwendig wird, damit das Schlimmste verhindert werden kann. Und dennoch halten wir zwanghaft an unserer Wirtschafts- und Lebensweise fest. Warum aber geschieht nicht, was notwendig wäre? Die kurze Antwort lautet: Weil die Menschen spüren, dass es mit Mülltrennen und dem Verzicht auf die Plastiktüte nicht getan ist. Sie ahnen, dass es ans Eingemachte unserer Wirtschafts- und Lebensweise geht.

Die Kultur der Grenzenlosigkeit überwinden

Der Kulturwandel, der notwendig ist, lässt sich auf eine kurze Formel bringen: Von einer Kultur der Grenzenlosigkeit zu einer Kultur, die klug innerhalb der Grenzen der Natur wirtschaftet. Diese Transformation verlangt von uns eine enorme kollektive Lernfähigkeit. Wenn wir uns aber weiterhin gegen die notwendigen Einsichten und Konsequenzen wehren, werden wir die Chance für einen einigermaßen schadslosen Übergang in eine neue Zivilisationsepoche verspielen. Uns wird dann das gleiche widerfahren,

was bereits zum Untergang früherer Kulturen geführt hat, die nicht selten übrigens gescheitert sind, weil sie sich den Naturverhältnissen nicht anpassen konnten. (Behringer 2011) Historiker haben gezeigt, dass Gesellschaften in der Regel ihren erfolgreichen Entwicklungspfad und Überzeugungen bis zum bitteren Ende treu geblieben sind, es sei denn, Zusammenbrüche nach Kriegen oder Naturkatastrophen, haben sie dazu gezwungen, nach neuen Wegen zu suchen. (Diamond 2006) Wir sind mit »Apokalypseblindheit« geschlagen, schreiben Claus Leggewie und Harald Welzer (Leggewie/Welzer 2011). Wir glauben nicht was wir wissen. Und wenn wir es glauben, dann weigern wir uns, den Bezug zu unseren Lebenspraktiken herzustellen.

Aber was lässt uns vor der Wirklichkeit erblinden? Was bindet uns so stark an unsere bisherigen Lebenspraktiken, dass wir die Gefahren verdrängen, die unsere Lebensweise bedrohen? Kam das Covid-19-Virus überraschend, so verhält es sich mit dem Klimawandel und den Gefährdungen unserer Ökosysteme anders.¹ Seit dem Bericht des »Club of Rome« über die »Grenzen des Wachstums« (Meadows 1972) sind mittlerweile fünfzig Jahre vergangen. Der Bericht hat die erste systematische wissenschaftliche Erfassung der ökologischen und demographischen Folgen der »Great Acceleration« geliefert, die in den westlichen Industriestaaten seit den 1950er-Jahren zu einem exponentiellen Wachstum des Naturverbrauchs und der Naturbelastung geführt hat. Die auf Erdöl als Energieträger basierende Entwicklung »ist der Aufbruch in eine global vernetzte, ressourcen-intensive Konsumgesellschaft, deren Innovationszyklen immer kürzer werden«. (Horn 2020: 3) Seitdem verschlechtert sich der Zustand der Ökosysteme. Die Atmosphäre wurde in den vergangenen siebzig Jahren mit fünfmal mehr CO₂-Äquivalenten belastet als bis 1950.² Erderwärmung, die Zerstörung der Biodiversität, die Vernichtung fruchtbaren Bodens, die Übersäuerung der Meere und die Vergiftung des Trinkwassers sind die Kehrseite einer ökonomischen Erfolgsgeschichte, der wir im globalen Norden unseren materiellen Wohlstand verdanken.

Die imperiale Lebensweise

Die »imperiale Lebensweise«, die sich als globales Muster für Wohlstandsgesellschaften seit der Mitte des 20. Jahrhunderts durchgesetzt hat, ist der Grund für unsere ökologischen Probleme. Die imperiale Lebensweise und ihre Folgen sind die hässlichen Schwestern der Wohlstandsgesellschaft, die man bei jeder Party versteckt.

Als imperiale Lebensweise bezeichnen Ulrich Brand und Markus Wissen eine Lebensweise,

-
- 1 Die ökologische Krise ist mehr als die Erhitzung der Erde um demnächst wohl mehr als vier Grad in unseren Klimazonen. Genau so dramatisch ist der rasante Verlust an Biodiversität durch das Artensterben, die Verschmutzung der Meere, die Erschöpfung von wichtigen Naturmaterialien und von fruchtbarem Boden. Zusammen gefährden diese Entwicklungen die Grundlagen unserer modernen Zivilisation, die in den vergangenen ca. 500 Jahren entstanden ist.
 - 2 Die Emissionen betrugen 1950 etwa zehn Gigatonnen CO₂ und 2020 bereits 50 Gigatonnen. Grafiken zur Great Acceleration seit 1950 bei: Steffen, Will/Broadgate, Wendy/Deutsch, Lisa/Gaffney, Owen/Ludwig, Cornelia (2015)

»die darauf beruht, sich weltweit Natur und Arbeitskraft zunutze zu machen und die dabei anfallenden sozialen und ökologischen Kosten zu externalisieren: in Gestalt von CO², das bei der Herstellung der Konsumgüter für den globalen Norden emittiert und von den Ökosystemen der Südhalbkugel absorbiert wird (beziehungsweise sich in der Atmosphäre konzentriert); in Gestalt von metallischen Rohstoffen aus dem globalen Süden, die die unabdingbare Voraussetzung von Digitalisierung und ›Industrie 4.0‹ im globalen Norden darstellen; oder in Gestalt der Arbeitskräfte im globalen Süden, die bei der Extraktion von Mineralien und Metallen, bei der Wiederverwertung unseres Elektroschrotts oder beim Schufte auf pestizidverseuchten Plantagen, die die im globalen Norden verzehrten ›Südfrüchte‹ hervorbringen, ihre Gesundheit und ihr Leben riskieren.« (Brand/Wissen 2017: 12)

In der Praxis der imperialen Lebensweise fließen die Widersprüche der modernen Naturbeziehungen und der kapitalistischen Ökonomie zusammen. Die rücksichtslose Ausbeutung der Naturgüter des globalen Südens, aber auch die Ausbeutung prekärer Arbeitskräfte im Süden sowie im eigenen Land, wie wir es etwa bei Tönnies oder Amazon sehen, bilden die ökonomischen Bedingungen für eine Lebensweise, die auf Massenkonsum, Massentourismus und Verschwendung beruht.³ Dazu gehört auch die vor allen von Frauen ausgeübte Care-Arbeit, also die soziale Reproduktionsarbeit in Familie, Gesundheits- und Bildungswesen, deren prekärer Charakter uns seit Beginn der Corona-Pandemie vor Augen geführt wird.⁴ Die Aneignung von Natur und unterbezahlter Arbeit zur Sicherung des Wohlstandsniveaus im globalen Norden ist möglich aufgrund der subalternen Stellung des Südens und der Klassen- und Geschlechterverhältnisse im Norden. Armutsentwicklung, Naturzerstörung und Geschlechterverhältnisse bilden also ein Bedingungsverhältnis, das für die konsumistische und naturzerstörerische Lebensweise der Mehrheit im globalen Norden Voraussetzung ist.

Damit ist klar, was mit der ökologischen Krise auf dem Spiel steht: Ein Wohlstandsmodell, dessen Glücksversprechen auf dem »Tönnies-Prinzip« (Dörre 2011) beruht und das die Natur als Ressource behandelt. Im globalen Norden profitieren aber nicht alle Menschen in gleicher Weise von der imperialen Lebensweise. Die Menschen, die in den westlichen Gesellschaften nach Einkommen zur unteren Hälfte gehören, tragen im Vergleich zur Oberklasse und zur gehobenen Mittelklasse nur wenig zur Zerstörung unserer Ökosysteme bei. Um Klimaneutralität und Klimagerechtigkeit zu erreichen, müsste das reichste Prozent in der Europäischen Union seinen Pro-Kopf-Ausstoß an CO² um das 22-fache reduzieren, die untere Hälfte müsste die Emissionslast halbieren. (Alestig, Mira/Gore, Tim 2020) Gleichwohl empfinden sich auch die Angehörigen der unteren Mittelklasse und der Unterklasse in ihrer Lebensweise bedroht, wenn die

3 Wenn durch die geplante Anhebung des Mindestlohns auf 12 Euro in Deutschland zehn Millionen Beschäftigte profitieren, dann bedeutet das, dass die Stundenlöhne von ca. 22 Prozent heute weniger als zwölf Euro betragen.

4 In Deutschland wäre die soziale Reproduktionsarbeit nicht mehr möglich ohne die unterbezahlte Arbeit der Pflegerinnen aus Indonesien, Mexiko oder der Ukraine, die 24-Stunden-Pflege leisten, aber nur für ein Drittel des Tages bezahlt werden (Wichterich, Christa (2021).

Benzin- und Gaspreise steigen oder wenn über *Flugscham* geredet wird. Richtig ist: Ihre Möglichkeiten zum Verzicht sind geringer als diejenigen der Oberklasse, weil ihr Einkommen oftmals gerade bis zum Monatsletzten reicht. Die ökologisch notwendige Verteuerung von Lebensmitteln und Energie bringt sie in finanzielle Not.

Objektiv ist das Wirtschafts- und Lebensmodell, das in den vergangenen Jahrzehnten im reichen Norden den materiellen Wohlstand für große Teile der Gesellschaft hervorgebracht hat, gescheitert. Auch wenn die Folgen der Überschreitung der Grenzen der Ökosysteme erst allmählich sichtbar werden, so wird die träge Dynamik von Naturprozessen dazu führen, dass die bereits in Gang gesetzten Naturprozesse sich schon bald in immer häufiger auftretenden Katastrophen bemerkbar machen und Leben und Eigentum in bisher unbekanntem Ausmaß zerstören. Solange die Klimakatastrophe jedoch eine »Katastrophe ohne Ereignis« ist, (Horn 2020) lassen sich Transformationen aufschieben oder der Glaube an die technische Modernisierbarkeit des Systems aufrechterhalten.

Can't buy me love

Die Stabilität dieses nicht nachhaltigen Lebensmodells gründet aber viel tiefer. Das Festhalten an der bisherigen Lebensweise berührt die ontologische Seite unserer Existenz. Das Streben nach Glück und einem guten Leben ist ein ontologisches Bedürfnis. Jeder strebt danach, aber die Formen des guten Lebens unterscheiden sich von Kultur zu Kultur. Jede Kultur stellt eine Antwort auf die Frage dar, was ein gutes Leben ist und wie das Glück erreicht werden kann. Alle Religionen und Weltanschauungen leiten ihre Legitimation und Überzeugungskraft in letzter Instanz auch davon ab, wie attraktiv ihre Antworten auf die Sehnsüchte des Menschen nach dem Glück sind. Da ist der Kapitalismus nicht anders als das Christentum.

Im Unterschied etwa zur antiken Vorstellung vom guten Leben, ist unser heutiger, hegemonialer Begriff vom Glück im Wesentlichen durch zwei Ziele geprägt: Zum einen durch das Ziel der Schmerzvermeidung und zum anderen durch das Ziel der Maximierung von Glücksepisoden. Damit schwindet die Vorstellung eines gelingenden Lebens im Sinne einer existenziellen Daseinsform, wie sie die Antike und das christliche Mittelalter geprägt haben. Nach der Krise des aristotelisch-thomistischen Glückskonzepts des Mittelalters ist es der Moderne gelungen, mit einer utilitaristischen Glücksvorstellung ein attraktives Angebot zu formulieren. Der Kapitalismus hat auf dieser ideellen Grundlage eine Begehrniskultur entwickelt, die seinem Trieb nach unbegrenztem Wachstum durch die Erzeugung grenzenloser Wünsche entgegenkommt.

Voraussetzungen für eine Maximierung der Glücksmöglichkeiten sind nach dem utilitaristischen Konzept die (negative) Freiheit des Menschen, den individuellen Willen möglichst ohne Einschränkungen ausleben zu können, sowie die unergründbaren Gesetze des Marktes, der angeblich dafür sorgt, dass das Wohl aller auf effizienteste Weise erreicht wird, indem jede Person dem persönlichen Nutzen nachjagt. Die Natur und die Vorstellung, dass es auf einem endlichen Planeten objektive Grenzen für Begehrnisse und das Wachstum geben könnte, kommen in dieser Glücksformel nicht vor.

Unser Problem besteht darin, von einem Glücksprojekt ablassen zu sollen, dessen Unmöglichkeit wissenschaftlich bewiesen ist, das aber zugleich den Kern der Sinnstiftung der modernen Existenz bildet. Darin liegt nach meiner Auffassung das entscheidende Problem, warum die meisten Menschen von einem Leben und einem System nicht lassen wollen, das unhaltbar geworden ist.

Arbeit, Leistung und Konsum bilden in unserer Gesellschaft die Elemente eines sozial-ökonomischen Arrangements, durch das jede und jeder im Kapitalismus sein Glück erreichen kann. Mehr als episodische Glückerlebnisse vermag der Kapitalismus aber nicht zu bieten. Die Fülle an käuflichen Dingen und Erlebnissen, die scheinbar alle unsere Wünsche befriedigen, können nur für den Augenblick Zufriedenheit spenden. Die Erfüllung von Wünschen und Begehnrissen sollte mit einem guten und gelingenden Leben nicht verwechselt werden.

Der Philosoph Gernot Böhme hat in seiner kleinen Schrift zum »Ästhetischen Kapitalismus« darauf hingewiesen, dass Begehnrissen im Unterschied zu Bedürfnissen nicht zu befriedigen sind. Wenn man ihnen entspricht, werden die Begehnrissen gesteigert. Damit, so Böhme

»entspricht der Mensch, indem er Begehnrissen entwickelt, genau den Notwendigkeiten des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Es ist also nicht mehr so, dass die Wirtschaft ein Instrument zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse darstellt. Eher verhält es sich umgekehrt: Der Mensch transformiert sein System der Bedürfnisse, um den Anforderungen kapitalistischer Entwicklung, d.h. eines immer weiter fortschreitenden Wachstums zu entsprechen.« (Böhme 2016: 11)

Der beschwerliche Weg zum Glück

Der Zugang zum Güterparadies ist für die meisten Menschen beschwerlich und mit Entbehrungen verbunden. Für die überwiegende Mehrheit der Menschen führt der Weg über die Erwerbsarbeit. Sie kommen nicht umhin, sich auf die mit der Lohnarbeit einhergehende Fremdbestimmung, nicht selten die Erfahrung von Entwürdigung und sinnloser Tätigkeit einzulassen. Die meisten Menschen nehmen das als normal und vor allem alternativlos hin, zumal alle anderen Vorstellungen von einem gelingenden Leben aus unserem Bewusstsein entschwunden sind. Wenn aber Arbeit unter den Bedingungen der Fremdbestimmung geleistet werden muss, wenn zudem ein Teil der Gesellschaft unter unsicheren Arbeitsbedingungen und mit geringem Einkommen⁵ oder unter extremem Zeitdruck⁶ die Marktmechanismen am Laufen halten muss, dann ist

5 12,3 Prozent der Erwerbsbevölkerung waren im Zeitraum 1993 bis 2012 in Deutschland überwiegend prekär beschäftigt und mussten sich anhaltend mit einer solchen Haushaltslage arrangieren. Die Arbeitssoziologie spricht von einem »verfestigten Prekariat« (Promberger, Markus/Jahn, Kerstin/Schels, Brigitte/Allmendiger, Jutta/Stuth, Stefan 2018)

6 Nach einer Umfrage der Hans-Böckler-Stiftung haben im Jahr 2015 unter den ca. 2.000 befragten Betriebsräten 77 Prozent eine Zunahme des Termindrucks und hohe Arbeitsintensität festgestellt. Dieser habe zu mehr gesundheitlichen Beschwerden bei Beschäftigten geführt. In jedem zweiten Betrieb sei die Zahl der Überstunden gestiegen. In rund drei Vierteln der Betriebe ist Stress Thema

der Preis für das Glück unserer kapitalistischen Wohlstandsgesellschaft hoch. Wenn wir zudem diese Glücksepisoden mit der Zerstörung der Erde, also mit unseren natürlichen Lebensgrundlagen erkaufen, dann ist dieses Glücksmodell unverantwortlich.

Unter dem Druck einer uns immer mehr fordernden Arbeits- und Konsumgesellschaft ist die Zeit für Lebenssinn stiftende Sozialbeziehungen, für die weltbildende Arbeit der künstlerischen Tätigkeiten, von zweckfreiem Spiel und der Eigenarbeit, mit der wir Dinge reparieren, immer knapper geworden. An ihre Stelle sind Marktbeziehungen getreten, die uns mit Glückssurrogaten abspeisen und uns zugleich immer enger an das System der Lohnarbeit fesseln.

Die funktionale Bedeutung von Jacken als Schutz vor Kälte und Nässe ist heute fast nebensächlich. Der Erwerb eines Dings dient heute in erster Linie dem positionellen Konsum. Wir markieren damit unseren gesellschaftlichen Status, wie der Kater sein Revier. Unser Lebensstil, die »feinen Unterschiede« (Pierre Bourdieu), mit denen wir uns von anderen abheben wollen, fesseln uns strukturell an die Arbeits- und Konsumgesellschaft. Als Singularisierungsgesellschaft hat sich dieser Sozialtypus in die Klassenstruktur der kapitalistischen Gesellschaften eingeschrieben, wie Andreas Reckwitz dargelegt hat (2017).

Das Ziel einer nachhaltigen Zukunft, also einer Form des Wirtschaftens und Lebens innerhalb der Grenzen und Gesetze, die uns die Natur aufzeigt, bedroht das materielle und kulturelle Arrangement, das sich eine Mehrheit täglich bitter *verdienen* muss. Eine Minderheit in unserer Gesellschaft kann von den Segnungen der Wohlstandsgesellschaft ohnehin nur träumen, hält sie aber für erstrebenswert. Für sie ist der Erwerb eines Eigenheimes, eines eigenen Autos und mindestens einmal im Jahr in den Urlaub reisen zu können die berühmte Möhre vor der Nase, die sie veranlasst, im System der Lohnarbeit zu *funktionieren* und sich anzupassen.

Viel steht auf dem Spiel

Die ökologischen Krisen zeigen die Grenzen des bisher erfolgreichen Wohlstandsmodells auf. Gegen diese Einsicht wehren wir uns, weil sie zu schmerzhaften Konsequenzen führen müsste, würden wir sie zulassen. Dies gilt nicht nur für das persönliche Konsum- und Reiseverhalten, sondern für ein auf Wachstum ausgerichtetes Wirtschaftssystem. Eine Klimapolitik, die mit einer Transformation zu einer nachhaltigen Zukunft ernst macht, die die physischen Grenzen der Ökosysteme respektiert, gibt es bis heute in keinem Industrie- oder Schwellenland. Die Politik des »grünen Kapitalismus«, auf die sich die Staatengemeinschaft verständigt hat, soll ohne gravierende Veränderungen unserer Wirtschafts- und Lebensweise und ohne große Zumutungen auskommen. Die Klimapolitik der neuen Bundesregierung steht unter dem Ziel, durch Klimaschutzmaßnahmen »der ökonomischen Stärke unseres Landes eine neue Dynamik zu verleihen« und die Wettbewerbsfähigkeit zu steigern.⁷ Mit einer solchen

auf Betriebsversammlungen oder Gegenstand von Verhandlungen zwischen Arbeitnehmervertretung und Geschäftsführung.

7 So heißt es im Koalitionsvertrag der Bundesregierung (SPD/Bündnis 90/Die Grünen/FDP 2021: 24)

Klimapolitik wird eine nachhaltige Zukunft, die innerhalb der planetaren Grenzen wirtschaftet und zu globaler Klimagerechtigkeit führt, jedenfalls nicht erreichbar sein.⁸

Was wird aus der Zukunft?

Zukunft war bis vor kurzem ein Morgen ohne Horizont, ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten. Wenn Menschen heute über Zukunft sprechen, dann schwingt neben der Angst davor, die Kontrolle über das eigene Leben zu verlieren, die Hoffnung mit, dass alles bald wieder so wird, wie in es in der Vergangenheit gewesen ist. Diese Normalität wird es nicht mehr geben. Aber solange die Angst vor den Veränderungen ihrer Lebensweise die meisten Menschen mehr beschäftigt als die Angst vor Klimakatastrophen, könnte die Zeit verrinnen, die uns noch bleibt, um die notwendige Transformation einzuleiten.

Das obsessive Festhalten an den fragil gewordenen Verheißungen der Arbeits- und Konsumwelt wird sich aber nur überwinden lassen, wenn es begründete und motivierende Aussichten auf bessere Alternativen gibt. Dafür müssen wir ein Zukunftsbewusstsein entwickeln, das mehr sein muss als naiver Technikoptimismus. Im Mittelpunkt eines Zukunftsnarrativs sollte die Vorstellung von einem guten Leben stehen, vor allem die Idee von einem selbstbestimmten Leben. Die Vorstellung, dass das Leben mehr bieten kann als die Fülle der Supermarktreale und das plebejische Vergnügen des Massentourismus, nämlich die Fülle des Lebens selbst, kann eine Kraft entwickeln, die den wachsenden Zweifeln eine Hoffnungsperspektive entgegensetzt. Das eigene Glück mehren – aber nicht auf Kosten anderer Menschen und der Natur – klingt heute noch wie eine ferne Utopie. Aber ohne eine solche werden wir in Zukunft nicht auskommen.

Daraus ergeben sich die folgenden drei Aufgaben:

1. Wir müssen über Imaginationen einer positiven Zukunft mit persönlicher Handlungsrelevanz sprechen. Kollektive Imaginationen müssen sich mit individuellen Bedürfnissen verbinden, aus denen Menschen sowohl individuelle wie auch gesellschaftliche Handlungsfolgen ableiten können. Im Zusammenhang mit einer gelingenden Nachhaltigkeitsstrategie wären starke Motive bei den Menschen zu identifizieren, solche Motive, die auf starke Bedürfnisse zurückgehen. Alles, was der Markt nicht liefern kann, könnten solche Bedürfnisse sein: befriedigende soziale Bedürfnisse, kooperative und kollektive Projekte, zwecklose Tätigkeiten wie Spiel und Kunst, die Liebe.
2. Es wird nicht ausreichen, in Akademien und in Jahrbüchern darüber nachzudenken, wie wir den »Möglichkeitssinn« (Musil 1978: 16) der Menschen ansprechen können. Der Nachhaltigkeitsvirus muss mindestens so ansteckend werden wie Corona, aber in einem positiven Sinn. Praktische Beispiele gelingender Transformation, die

8 Eine ausführliche Kritik am »grünen Kapitalismus« lege ich im 5. Kapitel meines neuen Buches vor (Kindsmüller, Werner 2021).

einen Vorgriff auf die Vorstellung einer künftigen Weltgesellschaft des guten Lebens bieten, sind notwendig, um immer wieder die motivationale Energie für ein besseres Leben zu erneuern. Harald Welzer spricht von einer »Heterotopie«, einem »Mosaik gelingender Verbesserungen der Welt« (2019: 345).

3. Transformationen, wie sie notwendig sind, um aus der ökologischen Zivilisationskrise herauszukommen und ein neues Kapitel der Menschheitsentwicklung aufzuschlagen, können nur in Konflikten, Kämpfen und auf politischem Wege erreicht werden. Wenn wir die Bedingungen für ein gutes Leben für alle Menschen im Einklang mit den planetaren Grenzen erreichen wollen, dann brauchen wir eine neue kulturelle Ordnung. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass wir unsere wesentlichen Bezüge zur Mitwelt und zur Mitnatur neu denken und praktizieren: zu Arbeit, Ernährung, Mobilität, Wohnen, Liebe. Damit ist die Frage des guten Lebens auch eine politische Aufgabe. Es reicht nicht, das eigene Verhalten zu ändern: Wir müssen zugleich kollektive Bedingungen für eine *gute Welt* durchsetzen, in der jede Person ein gelingendes Leben im Einklang mit den planetaren Grenzen verwirklichen kann.

Die Antwort auf die ökologische Zivilisationskrise liegt in der Suche nach einer besseren Zukunft, einem Leben, das sich als Teil der Natur und nicht als dessen Gegner versteht. An diese Aufgabe müssen wir uns machen, wenn wir verhindern wollen, dass nach dem grünen Kapitalismus ein »Katastrophenkapitalismus« (Naomi Klein) folgt.

Literatur

- Ahlers, Elke (2016): »Arbeit und Gesundheit im betrieblichen Kontext«, in: *WSI-Report*, Nr. 33, 12/2016, S. 1-17
- Alestig, Mira/Gore, Tim (2020): »Confronting Carbon Inequality in the European Union. Why the European Green Deal must tackle inequality while cutting emissions«, *Oxfam.org*, 07.12.2020, <https://www.oxfam.org/en/research/confronting-carbon-inequality-european-union> (letzter Zugriff: 16.03.2022)
- Behringer, Wolfgang (2011⁵): *Kulturgeschichte des Klimas. Von der Eiszeit bis zum globalen Erwärmung*, München: C.H. Beck
- Böhme, Gernot (2016): *Ästhetischer Kapitalismus*, Berlin: Suhrkamp
- Brand, Ulrich/Wissen, Markus (2017): *Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*, München: oekom
- Diamond, Jared (2006): *Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen*, Frankfurt a.M.: Fischer
- Dörre, Klaus (2021): *Die Utopie des Sozialismus. Kompass für eine Nachhaltigkeitsrevolution*, Berlin: Matthes & Seitz
- Horn, Eva (2020): »Tipping Points: Das Anthropozän und Corona«. In: Adloff, Frank/Fladvad, Benno/Hasenfratz, Martina/Neckel, Sighard (Hg.) (2020): *Imaginationen von Nachhaltigkeit. Katastrophe. Krise. Normalisierung*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 123-150
- Kindsmüller, Werner (2021): *Abschied vom falschen Leben. Kritik der politischen Ökologie des Kapitalismus*, Hamburg: tredition

- Klein, Naomi (2007): *Die Schock-Strategie: Der Aufstieg des Katastrophen-Kapitalismus*, Frankfurt a.M.: Hoffmann und Campe
- Leggewie, Claus/Welzer, Harald (2011): *Das Ende der Welt, wie wir sie kennen. Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie*, Frankfurt a.M.: Fischer
- Meadows, Denis L. (1972): *Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit*, München: Deutsche Verlags-Anstalt
- Musil, Robert (1978): *Der Mann ohne Eigenschaften*. Band 1, Hamburg: Rowohlt
- Promberger, Markus/Jahn, Kerstin/Schels, Brigitte/Allmendiger, Jutta/Stuth, Stefan (2018): »Existiert ein verfestigtes »Prekariat«? Prekäre Beschäftigung, ihre Gestalt und Bedeutung im Lebenslauf und die Konsequenzen für die Strukturierung sozialer Ungleichheit«, in: *Working Paper Forschungsförderung* Nr. 085, September 2018, ht [tps://www.boeckler.de/pdf/p_fofoe_WP_085_2018.pdf](https://www.boeckler.de/pdf/p_fofoe_WP_085_2018.pdf) (letzter Zugriff: 16.03.2022)
- Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten*, Berlin: Suhrkamp
- SPD/Bündnis 90/Die Grünen/FDP (2021): »Koalitionsvertrag 2021-2025 zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN und den Freien Demokraten (FDP)«, www.bundesregierung.de, <https://www.bundesregierung.de/breg-de/service/gesetzesvorhaben/koalitionsvertrag-2021-1990800> (letzter Zugriff: 16.03.2022)
- Steffen, Will/Broadgate, Wendy/Deutsch, Lisa/Gaffney, Owen/Ludwig, Cornelia (2015): »The Trajectory of the Anthropocene. The Great Acceleration«, in: *Anthropocene Review* 2 (1), S. 81-98
- Welzer, Harald (2019): »Mehr Zukunft wagen. Zeit für Wirklichkeit – aber eine andere«, in: Welzer, Harald u.a. (2019): *Unsere letzte Chance. Der Reader zur Klimakrise*, Berlin: Blätter, S. 335-346
- Wichterich, Christa (2021): »Covid-19, Care und die Krise als Chance. Zur Aktualisierung des Konzepts der imperialen Lebensweise«, in: *PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft*, Jg. 51, Nr. 205, 755-766

